

Bäume zeichnen

Manchmal ist es ein Lied, ein Gedicht, wie zufällig vorbeigeweht oder vielleicht nur ein Wort, das Bilder im Kopf entstehen lässt. Ich brauche nur einen Stift, um diese flüchtigen Gedankenbilder zu Papier zu bringen. Und wenn ich einmal nicht weiß, was ich zeichnen soll, zeichne ich einen Baum. Von einem Baum lässt sich alleweil ein schönes Bild zeichnen.

Bäume werden gezeichnet, wie sie wachsen: von unten nach oben, von der Erde zum Licht. Jeder Baum wächst so, dass er bei Wind und Wetter sein Gleichgewicht halten kann. An den Küsten gibt es Bäume, die der Wind zu Boden bog. Dort unten wird der Baum dann alles Leben, das ihm geblieben ist, dafür verwenden, sich wieder aufzurichten.

Bäume, die einzeln auf einer Wiese stehen, wachsen breit und reich verzweigt in die Höhe. Im Wald wachsen Bäume gerade, weil sie so schnell wie möglich ans Licht kommen müssen.

Und es gibt Tannenarten, die kommen jahrzehntelang fast ohne Licht aus. Fällt aber einmal ein wenig Sonne in ihren dunklen Wald, treiben die Tannenzweige schnell und weich gefächert dem Himmel entgegen.

Alle Äste und Zweige entwickeln sich aus dem Stamm. Würde ich sie wie einen Haarstrang zusammennehmen, wäre er nicht dicker wie der Stamm: Der Baum treibt nie mehr Äste und Zweige aus, als er versorgen kann.

Jeder Baum hat eine Vorder- und Rückseite. Einmal ließ ich in unserem Garten einen Apfelbaum pflanzen. Als der Gärtner den Wurzelballen in die Erde senkte, sagte er: »Jede Pflanze hat ein Gesicht und einen Arsch, der ruhig dem Nachbarn gezeigt werden darf«

Und wirklich scheint es so, dass der Baum zum Süden hin kräftigere Äste ausbildet. Er wirkt lebendiger und trägt auch mehr Früchte.

Wenn ich einen Baum zeichne, markiere ich die Himmelsrichtungen auf dem Blatt, auch wenn später im Bild nicht klar sein wird, ob die Sonne geschienen hat oder von woher der Wind wehte.

Bäume sind wie ein Kompass: Unten ist der Stamm an der Nordseite und weiter oben zum Westen hin mit Moos bedeckt, im Norden sind die Triebe spärlicher oder verkümmert, wenn sie es nicht schnell genug ins Licht geschafft haben.

Zuerst zeichne ich den Umriss: die Linie macht die Zeichnung, das ist der Unterschied zur Malerei, die von der Fläche ausgeht. Es geht immer um Konturen, die gefunden, festgelegt und wieder aufgelöst werden. Linien formen und erklären, sie sind Weg, Spur, Abgrenzung und Verbindung.

Bei einem Baum sind die Linien unten kräftig und oben zart. Laufen zwei Linien nebeneinander her, so führt die eine und die andere folgt. Äste und Zweige wachsen immer nach außen und nach oben. Die Linien der Zweige werden feiner, je weiter sie vom Hauptast entfernt sind. Nur Baumfrüchte ziehen mit ihrem Gewicht einen Ast nach unten.

Apfelbäume werden häufig beschnitten, angeblich, weil sie dann besser tragen. Als wüsste der Baum nicht selbst, wieviele Früchte er tragen kann! Werden Bäume beschnitten, wachsen aus diesen Schnittstellen neue Äste, mit übermäßig vielen Trieben, die in die Höhe schießen. Wie Gespenster stehen sie dann mit ihren bizarr geformten Ästen auf den Wiesen.

Das ist erst verwirrend, so viele Linien (in der Fachsprache werden sie Geisterlinien genannt) zu zeichnen, aber ich radiere nicht. Ich radiere nie, weil ich dieses Stricheln, Kritzeln, Krakeln brauche, um den richtigen Strich zu finden. Es gibt keine falschen Linien auf dem Blatt; ich lasse sie stehen, betone nur die Stärkeren. Meine Augen suchen sich selbst die Richtigen heraus und setzen sie logisch zusammen.

Radieren wirkt wie Zensur. Als dürfte beim Zeichnen eines Menschen nichts aus seiner Vergangenheit gezeigt werden, doch ein gelungenes Portrait zeigt einen Blick in die Zukunft, ohne die Vergangenheit zu leugnen.

Außer Bäumen zeichne ich gerne Menschen, denn Bäume und Menschen haben gemeinsam, dass sie Solisten sind und, egal wie nahe sie beieinander stehen, jeder für sich allein ist.

Als ich ein Kind war, habe ich gerne Gesichter gezeichnet. Immer habe ich mit den Augen begonnen, dann Nase und Mund gezeichnet und zum Schluss den Kopfumriss. Später lernte ich, das Gesicht komplett zu erfassen, also zuerst die ungefähre Kopfform zu zeichnen und dann die Gesichtszüge zu erarbeiten.

Über die Augen eines Menschen wird gesagt, sie seien das Fenster zur Seele. Stimmt das? Ich blättere in Zeitschriften: Bei jedem Portrait decke ich abwechselnd die Augen und den Mund ab. Sind nur die Augen zu sehen, sind die Gesichter ausdruckslos. Ist nur der Mund zu sehen, sehe ich den momentanen Gemütszustand sehen: fröhlich, traurig, verbittert, zynisch, strahlend, verzweifelt ...

Kommt der Ausdruck eines Gesichtes vom Mund und nicht von den Augen? Aber warum sind allen, nicht nur den Poeten, die Augen so wichtig und nicht der Mund? Der Mund formt sich aus der Haut des Gesichts: Dunkler als die übrige Haut erheben sich die Lippen, wölben sich und ohne harte Umrisslinien zerfließen sie an ihren Enden wieder.

Gesichter zeichne ich noch immer gerne, denn das menschliche Gesicht ist voller Geheimnisse. Viele Menschen mögen es, gezeichnet zu werden, als könnte man mit einem Portrait ein Spiegelbild erschaffen, das unvergänglich ist. Ich zeichne so, wie ich es gelernt habe: Vom Groben ins Feine, als wäre ich ein Bildhauer, der aus einem Stein seine Figur herausarbeitet. Bin ich beim Mund angelangt, zeichne ich besonders behutsam, weil ich ja weiß, dass hier der Ausdruck liegt.

Es ist da doch etwas mit den Augen. Wenn ich jemanden zeichne, sehe ich erst grob und nur kurz hin, bis mit schnellen Strichen die Skizze steht. Dann schaue ich genauer hin. Wenn ich dem anderen in die Augen sehe, passiert etwas Seltsames: Oft nur für einen Augenblick, einen

Wimpernschlag lang, spüre ich, dass ich mein Gegenüber wirklich sehe. Dass ich durch dieses Gesicht hindurchschauen kann, dahinter den Menschen sehe, der er wirklich ist.

Über die Ähnlichkeit zum Modell mache ich mir keine Sorgen, denn jeder Mensch hat viele Gesichter und alle können wahr sein. Ein starker Mensch kann zugleich sehr sensibel sein, das ist kein Widerspruch und das darf ich auf dem Bild auch zeigen.

Vielmehr achte ich darauf, alles, was ich über Anatomie gelernt habe, so gut wie möglich anzuwenden und dann erst lege ich auf dieses stabile Gerüst der Vorzeichnung die Züge meines Modells und die Ähnlichkeit stellt sich von alleine ein, denn so individuell wie wir alle glauben zu sein, so sehr ähneln wir uns wirklich. Dieses Wissen über das Figurenzeichnen muss gelernt und durch viel Training aufrecht erhalten werden, denn Wissen, das nicht angewandt wird, verkümmert.

Der Lohn für diese Plackerei – und es ist wirklich harte Arbeit, zeichnen zu lernen – ist, dass ich nicht nur alles zeichnen kann, was ich sehe. Manchmal denke ich mir Figuren aus, stelle sie in Räume oder Landschaften, die eben erst meiner Fantasie entsprungen sind. Dabei liegt ja nur ein Blatt Papier vor mir und ich bin froh, dass ich mir das Handwerk erarbeitet habe, Geschichten darauf entstehen zu lassen.

Sitze ich vor einem weißen Blatt Papier, muss ich alles ausblenden, was ich über das Motiv weiß. Auswendig gelerntes Wissen will meine Hände steuern. Äpfel sind rund, sagt mein Gehirn und will in mein Hand-Werk pfuschen.

Ist ein Apfel wirklich rund? Ich stelle ihn in einiger Entfernung auf und zeichne seinen Umriss mit dem Finger in der Luft nach: Es geht ein bisschen nach rechts, nach oben, nach unten, wieder links, ... niemals ist die Kontur des Apfels einfach nur rund.

Zeichnen zu lernen heißt nicht nur, dass man darüber liest, wie es geht – man muss es vor allem tun. Meinen Händen kann ich keine Befehle geben, ich muss es still in mir werden lassen, meine Augen sie führen lassen, darauf vertrauen, wie geschickt sie durch die viele Übung geworden sind.

Wenn ich Glück habe, kommt es zu diesem Flow, den Sportler beim Laufen beschreiben. Die Gedanken kommen, auch die dunklen, sie drehen sich nicht mehr im Kreis, sondern ziehen vorüber, wie Wolken im April. Das Motiv ist während des Arbeitsprozesses nicht mehr so wichtig. Ich vergesse, warum ich etwas zeichnen wollte und zeichne behutsam und ruhig, bis sich alle Linien auf dem Papier zu einem gutem Bild zusammenfügen.

Dieses verträumte Zeichnen kann ich mir nur erlauben, wenn ich mein Bild gut vorbereitet habe. Steht die Vorzeichnung auf stabilen Säulen, ist die Bildkomposition und Perspektive gut gelöst, kann ich in aller Seelenruhe meinen Händen zusehen, während meine Gedanken spazieren gehen.

Manche Perspektiven sind so extrem, dass sie unrealistisch scheinen. Ich glaube, meinen Augen nicht zu trauen und zeichne, was ich sehe, denn inzwischen weiß ich: die Natur hat immer recht, und auch die abenteuerlichsten Linien werden sich auf dem Papier zu einem funktionierenden Abbild zusammenfügen – zumindest, wenn man die Regeln der Perspektive befolgt. Diese Regeln muss man nicht unbedingt lernen, Kunst braucht kein Handwerk, natürlich nicht. Aber wenn man das Handwerk nicht lernt, bleibt man sein Leben lang ein Pfuscher. Mein Wissen gibt mir Sicherheit: Ein Bild entsteht im Kopf, meine Augen prüfen, die Hände beweisen.

Das war nicht leicht zu lernen und es ist nicht leicht, mein Können aufrechtzuhalten – ohne ständiges Training geht es nicht. Aber was ist schon leicht! Es geht leichter, wenn ich mit einer großen Zärtlichkeit und langsam zeichne. Etwas langsam zu tun, heißt nicht, dass es deswegen länger dauert.

Während meines Studiums befürchtete ich, dass das Handwerk mir das Besondere meiner Bilder nehmen würde. Meine Linien waren auf einmal so steif und linkisch, als ich anfing, darüber nachzudenken, was ich zeichne. Alles künstlerische schien unter logischen Berechnungen verloren zu gehen. Das hat sich wieder gegeben, meine Linien sind frei und verspielt wie vorher, aber jetzt stützt und hält mich das Wissen und meine Bilder haben mehr Kraft, weil ich weniger Fehler mache, die sie schwächen.

Ein Kursteilnehmer meiner Zeichenkurse sagte beim Aktzeichnen, als ich ihn darauf hinwies, dass die Figur auf seinem Bild nur einen Arm hat, das wäre doch egal, ihm ginge es mehr um den künstlerischen Ausdruck. Ich konnte ihm versichern: Ausdruck wird die Figur auch mit zwei Armen haben.

Es lohnt sich zu lernen. Gerade bei der Perspektive reicht es nicht, nur nach meinem Gefühl zu gehen. Ui, wird's jetzt mathematisch? Keine Panik. Die Natur hat drei Dimensionen, das Papier nur zwei: das ist eine Herausforderung, die nicht zu lösen ist – aber man kann eine Illusion der Tiefe zaubern: das nennt sich perspektivisch zeichnen. Dazu zeichne ich zuerst die Horizontlinie. Übrigens: Der Horizont ist nicht das Hausdach oder der Baumwipfel: der Horizont ist die feine, lichte Linie, auf der Himmel und Erde aufeinandertreffen.

Und: Der Horizont liegt immer auf Augenhöhe. Alle Sehlinien treffen dort auf. Liegen die Fluchtpunkte weit auseinander, wirkt das Bild ruhig. Rücken sie enger zusammen, wird sich Spannung in der Bildkomposition aufladen. Zum Horizont wird alles kleiner, je weiter weg der Baum steht, desto schwurbeliger, weicher und blauer wirkt er. Die Kanten lösen sich im Licht.

Ist mir ein Bild gelungen, muss es an die frische Luft. Wenn ich ausstelle, freue ich mich über jedes Lob, manchmal giere ich sogar danach. Aber meine Triebfeder ist es nicht. Ich kann das, was mich antreibt, immer wieder ein neues, besseres Bild zu zeichnen, nicht mit einem Namen greifen. Als würde

die Zeit schon eilen. Ich zeichne meine Bilder erst einmal für den Menschen, den ich am meisten verehere. Immer wieder begegnet mir jemand, der mich bezaubert oder auch verstört, weil ich glaube, mich in seinen dunklen Seiten zu spiegeln und ich lasse ihn eine Zeitlang durch meine Träume streifen. Wenn ich ein Bild beginne, stelle ich mir vor, wie es sein wird, wenn dieser Mensch einmal vor meinem Bild stehen wird und lachend und staunend rufen wird: »Oh, ist das schön!«

Eine besonders treue Gefährtin bin ich allerdings nicht, denn ich muss mich so auf mein Bild konzentrieren, dass ich nicht nur bald vergessen habe, für wen ich es zeichne, sondern sogar, was ich zeichne. Das Motiv tritt in den Hintergrund, es geht nur noch um Form, Komposition, Farbe, Licht, Schatten. Das sind die Qualitätsmerkmale eines Bildes.

Wichtig ist, dass mein Bild einen Sinn hat und möglichst keinem Zweck dient (was sich natürlich bei Auftragsarbeiten nicht ganz vermeiden lässt ...)

Und: Keine Angst vor Schönheit. Ich glaube, wir rennen ihr alle hinterher, vielleicht geht es im Leben sogar nur um sie und es könnte stimmen, was jene Griechen sagen, die auf Kalenderblättern zitiert werden: Schönheit ist der Glanz der Wahrheit.

Die Gefahr, dabei kitschig zu werden, verringert sich, wenn ich ehrlich zu mir bin. Das fällt mir manchmal schwer, denn dann zeige ich in meinen Bildern, wie verletztlich ich bin und nicht einmal halb so gelassen und weise, wie ich gerne wäre. Dann ist auch ein Sonnenuntergang am Palmenstrand nicht kitschig, wenn ich dort sitze und ergriffen von diesem Naturschauspiel ein Bild davon zeichne.

Auch wenn dieses Motiv schon hunderttausendmal gemalt worden ist: Habe ich es mit meinen Augen gesehen und haben meine Hände es auf das Blatt gebracht, hat es dieses Bild noch nie vorher gegeben und es wird immer einzigartig bleiben. Aber ich muss selbst an diesem Ort gewesen sein, ein Foto abzuzeichnen ist keine Alternative, dann hat bereits ein anderer (der

Fotograf) mein Bild gesehen – es ist ein gebrauchter Blick. Zeichne ich ab, was ein anderer sah, wird es schwerer für mich, die Fragen zu finden, die sich mir stellen will. Abgemalte Fotos wirken gekonnt, aber diese Bilder berühren nicht, seltsam flach bleiben sie. Ich drehe mich weg, gehe zum nächsten Bild, suche Besseres, will ja verstehen. Ein schales Gefühl bleibt.

Viele Anfänger zeichnen erst einmal Fotos ab, weil sie nicht an ihr Talent glauben. Ich habe auch große Zweifel an meinem Talent. Aber ich habe aufgehört, darüber nachzudenken, ob ich genug Talent habe. Es gab Zeiten, da hatte ich so große Zweifel, dass ich nicht mehr weiterarbeiten konnte. Das Hirn habe ich mir zermartert mit der Frage, ob ich gut genug bin. Inzwischen habe ich die Frage zurückgestellt, es wird schon reichen, denke ich mir heute und mache einfach weiter.

Ich habe es mir auch mühsam abgewöhnt, mich zu vergleichen. Wenn ich mich heute mit Kollegen austausche, bewundere ich ihre Leistung, kann aber inzwischen auch Lob für meine Arbeit annehmen – keiner wird mich als Zeichner respektieren, solange ich es nicht selbst tue. Manchmal fließt es nur so aufs Blatt und an anderen Tagen kämpfe ich um jeden Strich. So ist das eben, denke ich an schlechten Tagen. Und hoffe, dass es beim nächsten Bild wieder etwas leichter wird.

Als ich Lesen und Schreiben lernte, hat die Lehrerin auch nicht darüber gegrübelt, ob ich genug Talent habe. Sie hat mir gezeigt, wie es geht und ich habe geübt, bis ich es konnte.

Ich glaube, dass die meisten Menschen reich mit Talenten beschenkt auf die Welt kommen. Aber viele davon liegen in uns brach. Es gibt immer viel zu tun und alles ist wichtig. Wie kann man das, was dunkel und verschüttet in einem liegt, wieder zum Leuchten zu bringen? Ich glaube, man muss gar nicht so viel tun. Es reicht aus, still zu sein, zu lauschen und zu staunen, über alles, was aus einem sprudeln kann.

Dafür braucht es keine komplizierten Motive: es gibt Künstler, die malen ihr ganzes Leben lang das Gleiche. Andrew Wyeth hat jahrzehntelang immer wieder seine Nachbarin portraitiert. Oder Giorgio Morandi: Fast sein ganzes Künstlerleben hat er dem Stilleben gewidmet und obendrein noch mit den immergleichen Gefäßen. Albrecht Dürer hat ein Stück Rasen im Atelier aufgestellt und dieses weltberühmte Aquarell davon gemalt.

Warum ist denen nicht langweilig geworden? Weil auch in den kleinsten Dingen eine unendliche Vielfalt liegt und je einfacher etwas ist, desto klarer lässt sich die Tiefe erfassen.

Tiefe eines Bildes wird auch durch Schatten erzeugt. Bei den Bäumen wird es zur Baummitte hin am dunkelsten, je dünner die Zweige sind, desto weniger Schatten werfen sie. Schatten geht immer vom Licht weg, Schwarz sollte man nur vorsichtig gebrauchen: es bekommt rasch eine stumpfe Endgültigkeit. Genaugenommen kann nichts nur schwarz sein, was die Sonne trifft. Und wäre es nur schwarz, so könnte man es nicht sehen; aus diesem Grund kann auch Schnee niemals nur weiß sein. Licht vervielfacht die Schönheit, Schatten hebt sie noch mehr hervor.

Es ist wie im Roman: Der böse Gegenspieler lässt den tapferen Helden noch mehr erstrahlen. Nur: Romane liest man, Bilder sieht man an. Oder? Die Wörter zeichnen und sehen kann man tauschen, denn Zeichnen bedeutet, mit den Händen zu sehen.

Mein Bild ist fertig, wenn ich nicht mehr weiter weiß.

In der Arabischen Kultur wird vor einem Streit und bevor dem anderen Vorwürfe gemacht werden gefragt: Ist es nötig? Ist es gütig? Ist es wahr? Diese Fragen stelle ich mir auch und entscheide dann, ob ich weiterzeichne, eine Pause mache oder ein neues Bild beginne.